

Illustrirte
Frauen-Zeitung.

Heft 2.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;
vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 19. Januar 1890.

Große Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 4¼ M.

XVII. Jahrg.



Augusta

Der Herr Senator.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

In wenig zurückhaltender als vorher, bemerkte Döbbelin dazu: „Ich hoffe noch, und ich darf der Ueberzeugung Ausdruck geben, unsere ganze Stadt hofft mit mir, Herr Senator, daß ein Mittel gefunden werden wird, uns nicht der Fortwirkung einer unergleichlichen Kraft verlustig gehen zu lassen, auf deren verdienstvoller Thätigkeit seit Jahrzehnten die heilsame Entwicklung unseres Gemeinwesens beruht hat.“

Gundermann begab sich auf die Straße zurück, seinem Hause entzogen. Ein Gedanke war in ihm angeregt worden, mit dem sein Kopf im Gehen flüchtig spielte. Wenn es so geschehen könnte, — vielleicht als in einem Ausnahmefalle, — dann würde Alles bleiben, wie es gewesen. Er athmete einige Male rascher, die Vorstellung besaß etwas Brustbefreiendes. Aber es war nur ein Phantom der Einbildung, vor dem Blicke der Vernunft weislos zergehend. Mit einem Ruck suchte er es von sich abzuwerfen, doch umsonst; er fühlte, wenn er mit sich allein blieb, verließ es ihn nicht, spann ihm ein Netz von Blendwerk vor den Augen fort, die ja immer diese Stunde als einmal eintretend deutlich vor sich gewahrt hatten, — unabwendbar, falls nicht der Tod ihn selbst früher aus dem Leben abberief. Von einer Straßenkreuzung kam der frische Ostwind herüber, strich kühlend um ihn; zwischen den Häusern lag es fast schwül, seine Stirn war mit einigen feuchten Tropfen bedeckt. Der Blick fiel durch die kurze Seitenstraße geradeaus auf den Hafen mit seinem leicht anrorschend bewegten Wasser hinab, und mechanisch wandte Gundermann diesem den Fuß zu.

Hier traf er die beiden Mädchen; Dode ließ, als sie ihn wahrnahm, den Arm Tina's los, ging ihm entgegen und fragte theilnahmsvoll: „Bist Du in Sorgen, Vater?“ Er sah sie liebevoll an und entgegnete: „Warum? Was bringt Dich darauf? Nein, mein Kind, — wenn es Euch wohl ergeht, — das Andere muß man nehmen, wie das Leben es fügt. Sieh, da kommt Dein Pathfind, Dein Name hat ihm Glück gebracht, es unverfehrt erhalten; dessen wollen wir uns freuen.“

Die „Dode“ lief jetzt nahe zum Anlanden heran. Es war ein Klippschoner, mit scharfem Bug für rasche Fahrt gebaut; Alles an ihm, in der Gestalt, in Haltung und Bewegung bot Zierliches dar, Anmuth des Wesens neben der soliden Festigkeit der am Ufer liegenden „Tina“. Auf dem Hinterdeck, unweit vom Steuer stand ein noch jugendlicher, breitschulteriger-hochgewachsener, blondhärtiger Mann, erkennbar der Führer des Schiffes. Auf sein Kommando fielen gleichzeitig die Segel bis auf eines am Vordermaste, und veränderten Aussehens, doch nicht minder zierlich mit dem feinem Geslecht ihres Takelwerkes, verringerte die „Dode“ ihre Geschwindigkeit. Nun legte das Ruder sich zur Rechten herum; musterhaft geleitet, glitt das Fahrzeug ruhig unter dem Vollerwerk entlang, streifte dies nur beim Anlegen mit leisem Knirschen. Matrosen sprangen mit Tauen, der Steg fiel laut herüber, und Heinrich zur Modden trat, respectvoll die Schirmklappe vom Kopfe ziehend, auf Gundermann zu: „Mannschaft, Schiff und Ladung in Richtigkeit, Herr Senator!“

Dieser schüttelte dem jungen Kapitän die Hand: „Willkommen zu Haus, lieber Heinrich! Ihr habt wohl arge Wetter gehabt, ich war etwas unruhig um Euch. Aber die „Dode“ hat sich gut gehalten, scheint's.“

Zur Modden lachte: „So, was man grobe See heißt, Herr Senator. Ja, sie ist ein bißchen zart dafür, einmal hab' ich wohl gedacht, es wär' mir schon lieber, mit der „Tina“ drin zu sein. Ist aber zum Glück nichts passiert.“

Er drehte sich jetzt zur Begrüßung gegen die beiden jungen Mädchen, machte eine ein wenig ungelente Verbeugung vor Dode und sprach ihre Begleiterin an: „Auch bei Ihnen Alles klare Sicht, Fräulein Tina?“ Einen Augenblick zögernd, streckte er ihr die Hand entgegen, etwas ungewiß beifügend: „Ich kann Sie wohl freilich nicht damit begrüßen, man weiß nie, wo noch etwas vom Schiffstheer dran sitzen kann.“

Mit niedergelegenen Augen suchend, sah er auf seine Hand, nach der Tina indeß ohne Zaudern faßte und heiter erwiderte: „Dafür gab's Wasser; meinen Sie, ich wär' Ihnen nicht auch dankbar, daß Sie meinem Vater die „Dode“ so gut zurückgebracht haben und hätte vor ein bißchen Theer Angst? Sie wissen, ich fürchte mich nicht so leicht.“

Der Senator fiel ein: „Wenn Sie noch Etwas zu besorgen haben, lieber Heinrich, so thun Sie's gleich; wir erwarten Sie dann, sobald als möglich, und daß Sie den Abend bei uns bleiben.“

Der Frühlingstag begann zu dämmern, Gundermann zog den Arm Dodes in den seinigen und schritt, heiter mit ihr redend, seinem Hause zu, während Tina lang-

samer allein nachfolgte. Sie bückte sich, als sie die Stadtstraße überkreuzt, ab und zu, um am Wege eine kleine Ehrenpreisblüthe zu pflücken, deren Farbe ihren Augen genau gleich. In ihrem Antlitze lag, wie Heinrich zur Modden gesagt, klare Sicht, die gegenwärtig nicht an eine muthmaßlich bevorstehende Wandlung in der amtlichen Stellung ihres Vaters dachte, oder wenigstens keine Beunruhigung mehr darüber empfand.

Die Borausicht des Arztes bestätigte sich; der vom Schlaganfall getroffene Bürgermeister kam nicht mehr zum Bewußtsein zurück, und einem flackernd niederbrennenden Kerzenlichte gleich lösch sein Leben im Gange des nächsten Tages hin. Er hinterließ keine Lücke, als das Gefolge, das ihn auf den Kirchhof geleitet, aus einander ging; wie der Grabhügel sich über ihn wölbte, bildete er, was er eigentlich bereits bei Lebzeiten gewesen, Vergangenes, von dem Gedanken der Nachbleibenden nicht mehr Berührtes. Straßen und Häuser der Stadt sahen unverändert in den Tag, dessen Helle er nicht mehr gewährte; es war natürlich, und Keinem, der daran gedacht hätte, wäre etwas Seltsames darin erschienen. Doch es kam auch Niemandem die Vorstellung, außer Dode Lutgeren. Sie hatte den Verstorbenen nicht gekannt, kaum ein paar Mal gesehen, aber wie sie durch die Straße ging, überließ es sie wunderbar, daß Alles ganz in gleicher Weise geblieben, nur von seinen Augen nicht mehr gesehen. Zum ersten Male faßte sie ein Empfinden an, so geschehe es immer, nach dem Tode jedes Menschen, werde so auch einmal noch unverändert daliegen, wenn sie gestorben sei. Vor ihren Augen überrann kurz die Dächer und Giebel in der glänzenden Sonne etwas Geisterhaftes, ließ ihr einen Schauer durch's Blut gehen. Er entsprang keiner Angst vor dem Tode, dem ja Niemand entging, den sie sich sogar sanft und schön, als einen Freund vorzustellen vermochte. Aber ihr war's, er könne auch irgendwo in anderer, erschreckender Gestalt in einem Hinterhalte lauern und plötzlich auf sie zuspringen, ohne daß sie seiner einen Augenblick vorher gedacht. Das machte ihn unheimlich, das Ungewisse; sie fühlte tief in sich die hilflose Ohnmacht ihres Daseins gegen eine fremde Uebergewalt. Und die Sonne war doch so schön; den langen, kalten Winter hindurch hatte sie sich so nach dem Frühlinge, der Wärme, dem Himmelsblau, Waldesgrün und Blumen gesehnt. Nun war dies Alles da, so lieblich, wie sie sich es nur gedacht, und sie konnte seiner doch im Innersten nicht voll freudig werden. Etwa eine Viertelstunde landeinwärts vom Hause befand sich eine Waldstelle, die sie sich schon seit Jahren zum Lieblingsplatze, wie eine Heimath ausgewählt. Unter weit überhängendem Gezweige zog eine stille Aue am Rande einer kleinen, blüthenbedeckten Lichtung hin. Nur Vogelgezwitscher klang aus den Baumwipfeln, Schmetterlinge flatterten von Blume zu Blume, manchmal schnellte in dem ruhig tiefen Wasser ein Fisch auf, sonst war es lautlos einsam. Dorthin ging sie jetzt wieder, legte sich, die Hände unter dem Kopfe faltend, in's Gras, sodaß die Sonne sie warm überflöß und nur ihr Gesicht im Schatten ruhte. Durch das Lichte, noch spärliche Laubgrün der Buchenzweige sah sie zum Himmel auf, an dem weiße Glanzwolken zogen. Aus ihnen kam ihr eine Sehnsucht in die Brust, ohne Namen, doch hold und wehvoll zugleich; vom Geäst fiel etwas auf sie herunter, ein zierlicher grüner Käfer mit winzigem Köpfchen an weitvorgestrecktem Halse. Den betrachtete sie lange, setzte ihn vorsichtig in das Gras neben ihr und beneidete ihn um die sorglose Freude, mit der er an dem Gehälme heraufkletterte. Nun klang Geläute der Kirchturmglode von der Stadt herüber, und Dode dachte an Tina, die glücklich aussah, daß Heinrich zur Modden ungefährdet aus der stürmischen See zurückgekommen. Dann bettete sie den Kopf wieder hin, und an Stelle des vorherigen Sehnsüchtigen beengte ein banges Gefühl ihr die Brust. Es trug auch keinen rechten Namen, aber sie wußte doch, woher es stamme. Sorge, Freundlichkeit und Liebe umgaben sie drüben in dem Hause, das sich ihr als Heimath aufgethan, und doch war sie allein und fremd im Leben.

Das Geisterhafte, das aus den Dächern und Giebeln der Häuser geblickt, hatte nur in den Augen Dodes gelegen, die Stadt besaß in Wirklichkeit nichts davon, bot für gewöhnlich wenigstens, eher eine ziemlich nüchterne Miene gleichmäßiger, practischer Lebensführung zur Schau. Doch gegenwärtig ging trotzdem Tage und Wochen hindurch merkwürdig etwas Geheimnißvolles, mindestens sich absonderlich verschwiegen Haltendes in ihr vor. Es unterlag fast allgemeiner Kenntniß und trachtete doch achtsam danach, die Deffentlichkeit zu vermeiden. Das Wochenblattchen berichtete nichts darüber, aber wo zwei Bürger zusammentrafen, bildete es den ersten Gegenstand ihres Gesprächs. Im Orte befand sich kein Haus, das nicht davon wußte und redete, außer dem Detmar Gundermann's. Nur wo er oder seine Angehörigen erschienen, verstummte allemal, wie auf ein Uebereinkommen der ganzen Stadtbewölkung, die Unterhaltung über das sonst beinahe zum ausschließlichen Tages-Interesse Ge-

wordene und ließ keine Ahnung von der regjamen Beschäftigung mit dem letzteren aufkommen. Am Befremdesten aber war jedenfalls, daß auch die Berordneten der Bürgerchaft mehrfach heimliche Sitzungen abhielten und über das allgemein die Gedanken Erfüllende verhandelten, ohne daß der Herr Senator, der doch bis zur Ernennung eines neuen Bürgermeisters der leitende Vorsitzende des Collegiums blieb, davon erfuhr.

Die „Dode“ lief wieder, doch diesmal auf kleinere Küstenfahrt, aus, während die „Tina“ nach Helsingfors gegangen war. Es kam gute Nachricht von ihr, als gerade Jacob Carstens sich allein bei Gundermann in der Schreibstube des letzteren befand, und der Buchhalter sagte: „Das ist sehr erfreulich und zu wünschen, Herr Senator.“ Dieser warf von seinem Sitze einen Blick in das Gesicht des Sprechers und erwidert: „Warum äußern Sie das, Carstens? Zu wünschen ist es selbstverständlich und bedarf keiner Erwähnung.“ Er hielt an, schien jedoch noch etwas hinzuzufügen zu wollen; indeß eine Magd trat herein und meldete den Besuch des Herrn Valenmerz an. Jacob Carstens wandte sich, um zu gehen, drehte aber den Kopf noch einmal und sagte halblaut: „Es w—würd' mich noch mehr freuen, Herr Senator, wenn der Herr Valenmerz gut an Land geriethe, als wenn die „Tina“ mit der b—besten Fracht heimtäte.“

Gundermann sah ihm bis an die Thür nach, aus seinem Ausdruck sprach ein Gemisch mehrfacher seelischer Vorgänge in ihm. Der alte, langjährige Buchhalter war in alle Verhältnisse der Handlung eingeweiht, aber daß er auch mit dem Häuslichen, dem Zwecke der Hierherkunft des eben Angemeldeten vertraut sei, überraschte den Senator, ließ ihn die scheinbar nur auf seine Zahlenrechnungen verwandten Augen Carstens' noch schärfsinniger erkennen, als er gedacht hatte.asmus Valenmerz war Besitzer eines großen, unweit von der Stadt belegenen Gutes und sprach seit Jahren, wenn er in diese hereinkam, stets im Gundermann'schen Hause vor, da er eine nicht unerhebliche Kapital-Einlage in das Geschäft desselben gemacht. Doch bildete die Erkundigung nach dem Ertrage dieser Beteiligungssumme merklich nur einen Vorwand seines Besuches; als Unverheiratheter besaß er ein überreiches Einkommen und trug vollste Gleichgültigkeit über den Stand seines Gewinn-Contos in sich. Zur Gesprächseinleitung rührte er mit ein paar Worten daran, blieb dann jedoch verstummend sitzen, bis der Senator die übliche Aufforderung, zum Mittagessen zu bleiben, an ihn gerichtet, der er regelmäßig Folge leistete, um wortverlegen neben Tina seinen Platz am Tische einzunehmen. Diese wußte, wie ihr Vater, daß er um ihretwillen kam, ein unsicherer halber Blickaufschlag zu ihr hin gab es dann und wann einmal kund. Es war bezeichnend für ihn, daß offenbar die Schönheit und das Zauberische im Wesen Dodes ihn völlig unberührt ließ. Ihre Natur enthielt leiblich und geistig für ihn Fremdes und Unverständnes, während er mit Tina, wenigstens in den Grundzügen des Charakters, Manches gemeinschaftlich besaß. In der Geistesbildung dagegen stand er beträchtlich hinter ihr zurück; als Sohn eines durch fleißigen Betrieb und glückliche Umstände reich gewordenen Pächters hatte er nur eine ländliche Schule besucht, im Elternhause keine über die Wirthschaft hinausgehenden Interessen gefunden und, von früh auf straff mit zur Feldarbeit herangezogen, was von natürlichen Anlagen in ihm vorhanden sein gemocht, nicht weiter fördern konnte. Als sein Vater gestorben, war er schon in den Dreißigern, sein Alter für ein Nachholen zu hoch gewesen; doch er empfand den Mangel, das nicht Uebereinstimmende zwischen seiner glänzenden äußeren Lebensstellung als Gutsheer und der Oeringfügigkeit seines Bildungsstandes. Das machte ihn schüchtern-befangen und in weiblicher Gegenwart auch körperlich linksich, wie es sonst nicht war. Er trug tiefes Verlangen, sein einjames Leben mit einer Frau zu theilen, aber um ein Mädchen aus feinerem Hause hatte er nie anzuhalten gewagt: für eine Bauern- oder Bürgerstocher aber, die auf der gleichen Stufe mit ihm selbst gestanden, fiel es ihm nicht möglich, Zuneigung zu fassen; es war etwas in ihm, das nach Besserem suchte. Und so hing sein Gemüth schon lange an Tina Gundermann; sie besaß das Einfache, Natürliche, vor dem er nicht zurückschien, und barg doch einen Kern tiefen Werthes und seinen Sinnes in sich. Dazu kam sie ihm immer gleichmäßig freundlich entgegen, obwohl sie den Antrieb seiner häufigen Besuche empfunden haben mußte. In ihren klaren Augen stand keine Antwort darauf zu lesen, kein stilles Einverständnis mit seinem Wunsche, aber auch keine Abweisung. Sie war stetig unverändert gegen ihn; das lag allerdings wohl in der Natur der Sache, da er ihr zu keinem von beiden einen Grund geboten, noch nie mit einem Worte eine Hindeutung auf seine Hoffnung gemacht hatte.

Bei seinem Eintreten jetzt in die Stube des Senators blickte ihm die Gutherzigkeit und die Befangenheit wie immer aus den Augen. Er war ein stattlich-robuster

Mann im Anfange der Vierziger, etwas grobknochig in den Gesichtszügen, deren wenig intelligenter Ausdruck genau dem Maße seines geistigen Besitztums entsprach. In seiner Begrüßung erwies sich Bescheidenheit und Respect, mit denen er sich Gundermann weit unterordnete; dieser erhob sich und reichte ihm freundschaftlich die Hand. Seine Augen sprachen ein unverhohlenen Willkommen; wenn der Ankömmling den Muth besessen hätte, ihn frei anzuschauen, würde er eine Beispaltung und Unterstützung seines geheimen Wunsches in dem Blicke gelesen haben. Die Mittagsstunde war schon nahe gerückt, und der Senator bat Valenmerz nach hergebrachtem Brauche zu Tische, an dem auch Alles in gewohnter Art verlief. Nur erschien der Gast heute Tina gegenüber noch besangener als sonst, brachte keine Anrede an sie heraus und richtete, um nicht völlig stumm zu sitzen, ab und zu ein hastig hervorstehendes Wort an Dode, die ihn verwundert ansah, daß sie für ihn vorhanden sei. Das Ganze war drollig, doch besah es zugleich etwas Mitleiderweckendes, da es die knabenhafte Hülflosigkeit des starken, im dunklen Vollbarte schon leicht ergrauenden Mannes empfinden ließ. Gundermann gab sich Mühe, ein Gespräch mit ihm zu unterhalten, das ihm Gelegenheit bot, mehrfach sein gesundes Urtheil und vom Herzen kommendes natürliches Gefühl an den Tag zu legen; zuletzt, als es gelungen, Valenmerz dadurch etwas die Zunge zu lösen und ihm ein wenig Vertrauen zu sich selbst einzufloßen, wandte sich der Senator mit einer Bemerkung an Dode, daß er ihr in seiner Stube etwas zeigen wolle. Beide standen, Tina und den Gast allein zurücklassend, auf, um hinüber zu gehen. Doch wie sie die Thür erreichten, kam ihnen auf dem Flure ein Geräusch von zahlreichen Fußschritten und Stimmen entgegen, das sich im nächsten Augenblicke erklärte. Die Mit-Senatoren Gundermann's, eine Anzahl von Stadtverordneten, sowie von Honoratioren des Ortes, unter denen sich selbstredend auch der Apotheker Döbbelin befand, standen draußen versammelt; ihre festtägliche schwarze Kleidung kennzeichnete sie als eine offizielle städtische Deputation. Der Bürger-Worthalter trat vor und sprach den begrifflos dreinblickenden Hausherrn an: „Wir sind von unserer Stadt abgeordnet, Herr Senator, um Ihnen die Mittheilung zu machen, daß es der einmüthige Wunsch der gesammten Bürgerschaft gewesen, Sie zu unserem neuen Bürgermeister ernannt zu sehen. Aber die Regierung hat auf unser Gesuch erklärt, von der gesetzlichen Vorschrift nicht abweichen zu können, und insolgedessen haben wir uns vereinigt, Ihren Herrn Sohn, den Amtsanwalt Gundermann, zur Wahl zu bringen und die Zusage seiner Bestätigung von Seiten der Regierung empfangen. Wir bitten um Verzeihung, Herr Senator, daß wir dies ordnungswidrig hinter Ihrem Rücken betrieben, aber es entsprang dem dringenden Verlangen von uns Allen, Sie, wenn auch nicht dem Namen nach, doch in Wirklichkeit unserer Gemeinde und ihrem Gedeihen als Oberhaupt fortzuerhalten, nach dessen Vorbild Ihr Herr Sohn dann dereinst, — wie wir hoffen, erst in noch ferner Zeit, — die thatsächliche Amtsverwaltung selbst übernehmen und weiterführen wird.“

Der Sprecher hatte die wohlgehefte Anrede tadellos vorgebracht, während derer Detmar Gundermann einmal plötzlich mit der Hand hinter sich an den Thürpfosten gegriffen. Es war sehr erklärlich, daß die jähe Ueberraschung ihm das Blut aus dem Gesichte getrieben; er stand reglos und mit unbeweglichen Augen, wie halbbetäubt, dreinblickend. So hörte er das Letzte, in welchem sich unverkennbar der Sinn ausdrückte, sein Sohn werde sich selbstverständlich, gleich dem gewesenen Bürgermeister, in Allem der Erkenntniß und Autorität des Vaters unterordnen, diesem nach wie vor das unumschränkte Stadt-Regiment überlassen. Am Schlusse der Ansprache rief die gesammte Deputation laut und freudig: „Unser hochverehrter Herr Senator lebe hoch! Hoch! Hoch!“

Es dauerte noch einige Augenblicke, ehe Gundermann ein erstes, vom Munde gestohenes Wort fand: „Nein!“ Dann wiederholte er, etwas ruhigeren Tones: „Nein, meine Freunde, das darf nicht sein. Ich kann es nicht annehmen und nicht meine Zustimmung dazu geben.“

Es drängte sichtlich den Apotheker, sich ebenfalls hören zu lassen; jetzt bot sich ihm die Gelegenheit, und er nahm das Wort:

„Verzeihen Herr Senator, wenn ich mir die Bemerkung einzuschalten erlaube, daß sicherlich unter den menschlichen Tugenden die Bescheidenheit und Selbstverleugnung einen hohen Rang beanspruchen darf. Aber sie nimmt diesen nur so lange ein, als es sich um die Selbstsuchtslosigkeit eines ausgezeichneten Mannes in Bezug auf seinen eigenen Vortheil handelt. Wird durch dieselbe dagegen der Wunsch und die Wohlfahrt eines ganzen Gemeinwesens gefährdet, so verwandelt sich, meines bescheidenen Dafürhaltens, die persönliche Entfagung in einen Widerspruch mit der providenziellen Absicht, die auf einen Auserlesenen ihre weisheitsvollen Pläne begründet.“

Dem Senator war jetzt mit einem schnellen Rückströme das Blut wieder in's Gesicht gefloßen, seine Augen hatten einen anderen Ausdruck angenommen, und er brachte in kurzen Zwischenpausen heraus:

„Ich danke Ihnen, — Sie haben mich vollständig überrascht, — ich muß es bedenken. Können Sie mir eine Stunde Zeit, — es mußte mich verwirren. Auf dem Rathhause will ich das Resultat meiner Ueberlegung nachher mittheilen — jetzt lassen Sie mich Ihnen für Ihre Absicht nur die Hand drücken.“

Er reichte jedem der Abgesandten die Hand, die sich nach nochmaligem Hochruf auf ihn entfernten, während er sich in seine Arbeitsstube begab und den Schlüssel der Thür hinter sich und drehte. Dode ging in den Garten, der jetzt in beginnender Junipracht stand; sie war glücklich über das so unverhofft Gekommene und nur im Zweifel, wie das häusliche Verhältniß zwischen ihr und Follart, den sie seit zwei Jahren kaum mehr gesehen, sich gestalten werde. Natürlich hatten auch Tina und Asmus Valenmerz durch die offene Eßzimmerthür an dem Vorgange auf dem Flure theilgenommen; nun war es wieder still im Hause geworden, und sie befanden sich allein beisammen. Tina fühlte sich noch vorbehaltlos-glücklicher erregt, als Dode; ihr Gesicht sprach es aus, und ihr Mund ebenfalls: „Das ist herrlich! Nun bleibt Alles gut für den Vater, und Follart kommt hierher. Natürlich wird er, wie ehemals, bei uns wohnen, wir haben ja Platz für ihn übergenug.“

Sie sah Valenmerz freudig bei den Worten an; er stand unschlüssig, ob er sich wieder an den Tisch zurücksetzen oder fortgehen oder stehen bleiben solle. Das Letzte fiel ihm am leichtesten, da das keine Veränderung seiner Stellung erforderte; so saßte er die Lehne eines Stuhles und bog diesen einige Mal auf und ab. Dann sagte er plötzlich, rothen Gesichts und stotternd:

„Ja, Sie haben viel Platz im Hause, — und werden noch mehr haben, wenn — wenn Sie einmal das Haus verlassen, Fräulein Tina. Ich weiß nicht, ob man fürchten, — hoffen, — darf, daß sie einem solchen Wunsche entgegenkommen würden.“

Es war sehr ungeschickt, oder eigentlich ganz sinnwidrig ausgedrückt, aber unverkennbar enthielt es eine zum ersten Male gewagte, scheu herausgleitende Anfrage des Sprechers; seine Züge thaten kund, daß er athemverhalten auf eine Erwiderung wartete. Tina stand, kurz ungewiß schweigend; sie hatte solchen Augenblick lange kommen sehen und ihre Antwort darauf bereit. Aber so schonungsvoll abwehrend diese sein sollte, kam sie ihr gegenwärtig doch zu schroff vor. Sie war zu freudigen Sinnes, Jemandem, vor Allem einem Menschen von so innerlicher Herzensgüte heute weh thun zu können, und sie entgegnete freundlich: „Den Gedanken daran überlasse ich noch der Zukunft, Herr Valenmerz; einstweilen freue ich mich sehr auf das Zusammenleben mit meinem Bruder, den wir eigentlich, seitdem er Student geworden, nie mehr recht bei uns gehabt. Entschuldigen Sie mich, ich muß draußen ein Weilschen nach der Hausordnung sehen; aber ich hoffe, — Sie sind ja kaum erst gekommen, — daß Sie sich nicht dadurch vom Bleiben abhalten lassen, sondern diesen, für meinen Vater und uns Alle so frohen Abend bei uns zubringen.“

Der Senator war bei der Erwägung in seiner Stube zu dem Entschlusse gelangt, dem von der Deputation mitgetheilten Plane keine Weigerung entgegenzusetzen. Das Unerwartete hatte ihn zu plötzlich und darum halb schreckhaft betroffen; doch bei ruhigem Betrachten lag für ihn kein Grund vor, den allgemeinen Wunsch und die ihm dadurch bereitete Auszeichnung zurückzuweisen. Die Wahl bildete ein in der That höchst glücklich gefundenes Mittel, Alles beim Hergebrachten zu belassen; sie entsprach der gesetzlichen Bestimmung, und die ausgebrückte Bereitwilligkeit der Regierung zu ihrer Bestätigung gab kund, daß auch diese Werth auf die Forterhaltung des de facto bestehenden städtischen Regiments lege. So hatte Gundermann unter nochmaliger öffentlicher Aussprache seines Dankes dem im Werke Befindlichen beigepflichtet, an den jungen Amtsanwalt war eine offizielle Anfrage abgegangen, ob er die Erwählung zum Bürgermeister annehmen werde, und von diesem bejahend erwidert worden. Zwar erst nach Ablauf mehrerer Tage, in denen man ungeduldig auf das Eintreffen der Antwort gewartet, allein diese Verpätung war wohl zu begreifen, da Follart Gundermann nicht minder von dem Vorhaben der Bürgerschaft in Ueberraschung versetzt gewesen sein mochte, als sein Vater. Nun hatte die einstimmige Wahl stattgefunden, die Bestätigung ebenfalls, und die Ankunft des jungen Bürgermeisters stand bevor.

Nach brieflicher Abmachung bezog er, wenigstens vor der Hand, mehrere Wohnräume im väterlichen Hause, an deren sorglicher und hübscher Herrichtung Tina sich in eifriger Thätigkeit mühte. Sie war sehr glücklich;

der Sommer brachte fast unausgesetzt löstliche Tage, und das Leben lag in schattenloser Heiterkeit der Gegenwart und Zukunft um sie her.

Man plante einen öffentlichen festlichen Empfang des neuen Stadtoberhauptes, doch unvermuthet und unbemerkt traf Follart Gundermann schon am Vorabend des festgesetzten Tages im Vaterhause ein. Er hegte keine Neigung, die Hauptverantwortlichkeit eines feierlichen Austrittes zu bilden, und entzog sich der ihm geltenden Kundgebung, von deren Bevorsiehungen er vernommen.

So hatte er eingerichtet, daß seine ungemeldete Ankunft in die Dämmerung fiel; obendrein verließ er eine Viertelstunde vor der Stadt den Wagen, um sich zu Fuß auf ihm altbekannten Feldwegen bis an die stille Rückseite des Gundermann'schen Gartens zu begeben. Dieser stand jetzt in höchster Pracht norddeutscher Blütenüppigkeit; die Springenzweige bogen sich schwer unter der Last derselben, Goldregen und Rothdorn schimmerten noch durch das Zwielicht, und der Jasmin mischte, ausbrechend, schon seine weißen Sterntrauben ein. Die Luft war schwül von Wärme und Duft; seit langen Jahren hatte sich zum ersten Male der Horizont im Westen grau umdunkelt, eine Wollenbank schob sich von dort herauf und ließ ab und zu ein dumpfes Rollen herüberdröhnen. Die Tageshelle nahm dadurch früher, als sonst, ab, wenigstens lag es in den dicht überlaubten Gartengängen bereits an manchen Stellen fast lichtlos.

An einer solchen kam Follart ein leise auf dem Sande knirschender Schritt entgegen, sodaß er anhielt und fragte: „Wer ist da?“ Das, was er angesprochen, erregte den Eindruck, erschreckt worden zu sein, denn es blieb einige Augenblicke stumm, ehe eine weibliche Stimme Antwort gab: „Ich.“ Der junge Mann strengte seine Augen an, doch er vermochte nur dunklen Umriß der Entgegenenden zu unterscheiden, und ebenso wenig hatte das kurze Wort ihm durch den Klang Anhalt dafür geboten, wen er vor sich habe. So wiederholte er: „Wer ist das?“ Nun erwiderte Dode: „Bist Du schon gekommen, Follart? Ich wußte nichts davon.“ An einem kleinen hellen Schimmer ließ sich mehr vermuthen, als gewahren, daß sie ihre rechte Hand vorstreckte, doch der Angeredete schien es nicht zu bemerken und verfezte: „Du? Wanderst Du immer noch so gern allein im Dunkel herum?“ Nicht unfreundlich gesagt war's, aber empfand sich nach zweijähriger Trennung als eine kühle erste Begrüßung, noch mehr durch seine Nachsägung: „Sind mein Vater und meine Schwester im Hause?“ Vielleicht lag keine Absichtlichkeit darin, doch klang's Dode, als habe es ausgedrückt, sie werde wohl wie ein Kind des Hauses behandelt, sei es indeß nicht. Leise antwortete sie: „Ich glaube;“ dann gingen sie neben einander her, bald durch das Gebüsch blinkendem erhelltem Fenster entgegen. Der Lichtschein zeigte zum ersten Male die Gestalt Dodes, und Follart äußerte, mit dem Blicke über sie hinstreichend: „Du bist noch gewachsen, dünnt mich, und auch Deine Stimme muß sich verändert haben, denn ich erkannte sie zuerst nicht. Ihr habt mich doch heute nicht erwartet, woher wußtest Du denn im Dunkel, wer ich sei?“ Das Mädchen erwiderte: „An Deiner Stimme, sie hat sich nicht verändert, ich kannte sie gleich.“ Der Sprecherin wollte über die Lippen nachkommen: „an ihrem kühlen Tone;“ doch sie drängte es zurück und rief statt dessen laut: „Tina!“ Dode waren dem Lichte näher gelangt, das jetzt eine am offenen Fenster stehende weibliche Figur als die der Angerufenen unterscheiden ließ. Ihre Frage scholl heraus: „Was ist?“ Follart beschleunigte, nicht weiter auf seine Begleiterin Acht gebend, den Schritt, und Dode blieb allein im Garten zurück.

Die Ueberraschung im Hause war begreiflicher Weise eine große, zunächst bei Tina, welche der Eintretende zuerst antas. Ihre Begrüßung that den alten, unveränderlichen Geschwister-Zusammenhalt zwischen ihnen kund; sie waren von Kindheit auf nicht an Färtlichkeits-Erweisung gewöhnt, umarmten und küßten sich nicht, aber hielten sich, so lange sie das Nächste mit einander austauschten, eine Weile fest Hand in Hand. Das Licht ließ jetzt die große Aehnlichkeit zwischen ihnen erkennen, nur besah das Gesicht Follart's etwas mehr in sich Zurückgezogenes, weckte das Gefühl, daß er trotz seiner Jugend mit außerordentlicher Sicherheit auf innerer Charakterfestigung und unwanbaren Grundsätzen ruhe. Wie seinem körperlichen Behaben, mochte auch seinem geistigen Wesen Geschmeidigkeit und Anmuth fehlen; er besah weder etwas von einem schönen Manne, noch, außerlich wenigstens, von einer poetischen Natur, entsprach der Vorstellung eines voll in seiner Rechtswissenschaft aufgehenden Juristen. Dennoch übte er keineswegs einen unsympathischen Eindruck; in dem Blicke, mit dem er in die Augen der lange nicht gesehenen Schwester grüßte, lag Freudigkeit eines verhaltenen Gemüthes, wie der gelassene Ton seiner Stimme etwas innerlich Erregtes überschieerte. Die steife Haltung seiner kräftig-hohen, schlank gebauten Gestalt mochte einer mütterlichen Mitgift entspringen, denn Tina besah



Das Augusta-Hospital in Berlin.

dieselbe, wenn auch in geringerem Maße, ebenfalls. Nun sagte sie: „Wie sonderbar Du heute zu uns und in unsere Stadt heimkommst, Follart! Wer hätte daran früher denken können!“ Er nickte und antwortete kurz: „Ja, sonderbar, Tina, für mich wohl noch mehr, als für Dich.“ Und den Kopf drehend, blickte er sich an den Bänden, zwischen denen er als Knabe gespielt, um.

Der Senator wußte noch nicht von seiner Ankunft, Beide begaben sich jetzt in die Stube desselben hinüber. Er saß schreibend bei seiner Studierlampe, seine Feder zuckte mit einem abgleitenden Striche über das Papier, als er hinter sich ein „Guten Abend, lieber Vater,“ vernahm. Rasch trat Follart auf den vom Stuhle Aufgefahrenen zu, ergriff die Hand desselben und drückte sie. Dann bückte er plötzlich den Kopf nieder, um sie zu küssen. Er hatte dies noch niemals sonst, auch nach langer Abwesenheit, nicht gethan; es entsprang einem instinctiven Antriebe, etwas nicht vom Munde Gesprochenes auszudrücken. Die Abendmahlzeit war im Hause schon vor einer Stunde eingenommen worden, Tina ging, schnell für den Bruder den Tisch wieder zu rüsten. Vor den Fenstern flogen blaue Flammen hin und her, und ein stärkeres, knatterndes Geräusch folgte; das Gewitter kam über die Stadt herauf. Vater und Sohn standen, mit einander über Nebenächliches redend; Follart suchte, davon ab, zu etwas ihm auf der Zunge Liegendem zu gelangen, doch es bot sich kein Anlaß dafür. Endlich zog er einen solchen herbei und sagte: „Wir haben noch nicht von Dem gesprochen, lieber Vater, was uns heute hier zusammenbringt. Es ist so wohl noch selten geschehen und begreiflich, wenn ich einige Tage mit meiner Entscheidung gezaudert, ob ich die Wahl annehmen solle und der aus ihr entstehenden schwierigen Lage gewachsen sein werde. Ich weiß, daß ich meine Stellung keinem Verdienste von meiner Seite, sondern lediglich dem Deinigen um unsere Stadt verdanke, nur zum Mittel diene, ihr Deine Wirksamkeit fortzubewahren. Daraufhin bin ich gewählt; es zeichnet mir also die Richtschnur meines Verhaltens

vor. Andererseits durfte ich als Dein Sohn nicht ablehnen, da es mir vor Allem oblag, die Ausführbarkeit des allgemeinen, mit dem Deinigen zusammenfallenden Wunsches zu ermöglichen. So befinde ich mich in einer Amtsstellung, deren Rechte mir nicht zustehen, deren Pflichten ich nur zu erfüllen habe. Ein Sohn kann, selbst wenn er wollte, nicht ein Vorgesetzter seines Vaters sein; die eigentliche Leitung der städtischen Angelegenheiten wird also selbstverständlich in Deinen Händen weiler beruhen, von vornherein meiner einspruchslosen Beipflichtung gewiß, und ich werde meine Amtsführung nur auf diejenigen Pflichtübungen beschränken, für welche mich, meiner Eidesleistung gemäß, die Ver-

antwortung trifft. Dergestalt denke ich, allem Dem nachzukommen, was man von mir erwartet, weshalb ich hierher berufen worden bin. Mich dünkt, es war gut, lieber Vater, dies im ersten Beginne deutlich auszusprechen, damit Du abgehalten wirst, Dich etwa durch Rücksichtnahme auf mich beengen zu fühlen.“

In der That war's unfraglich eine eigenthümliche Lage, in welche der junge Bürgermeister aus seiner bisherigen Selbstständigkeit versetzt worden. Er sollte kaum etwas Anderes mehr, als einen Namen, einen willenlosen Schenken bilden, hatte diese seiner Natur durchaus widersprechende, freiwillig befugnißlose Stellung aus Liebe und Verehrung für den Vater auf sich genommen. Das trat aus seinen Worten, wenn auch nicht offen ausgedrückt, doch fühlbar zu Tage; der Senator reichte ihm nochmals die Hand und erwiderte: „Ich danke Dir, mein Sohn, für Deine klare Aeußerung und für das Opfer, das Du mir gebracht. Es soll und wird in Wirklichkeit keines für Dich sein; wir werden stets mit einander berathen, unsere Meinungen in Uebereinstimmung versetzen, und meine vieljährige Erfahrung wird Deiner Rechtskundigkeit, oder je nach den Fällen umgekehrt, zur Seite stehen. So, mein lieber Follart, denke ich, bilden wir nicht zwei Persönlichkeiten, sondern eine, die nicht mit sich selbst in Widerspruch gerathen kann.“

Tina kehrte mit der Nachricht zurück, die Abendmahlzeit warte auf den Bruder, und Alle begaben sich in das Esszimmer hinüber. Draußen begann jetzt der Regen herabzurauschen, man hörte sein Geräusch auf Baum und Busch; dazwischen funkelten ab und zu gelbe Blitze. Tina sagte: „Die Landleute werden nach der langen Trockenheit sehr zufrieden sein, aber es trifft sich eigen, daß Du grad' mit dem ersten Gewitter des Jahres zu uns kommst, Follart; beinahe wärest Du hineingerathen.“ Der Senator hatte stumm vor sich niederblickend, am Tische geessen; nun fragte er, den Kopf hebend: „Wo ist denn Dode?“ — „Wohl oben auf ihrer Stube,“ antwortete Tina; „vorhin war sie im Garten, aber der Regen wird sie hereingebracht haben.“ Sie trat indeß an's offene Fenster und rief den Namen der Vermissten hinaus, deren Stimme wider Erwarten in der Nähe des Hauses zurückgab: „Ja, — ich bin hier.“ — „Noch immer? Du wirst ja naß!“ — „Unter der Linde ist's noch trocken.“ — „Nein, mach' schnell! Das Gewitter kommt näher, und unter einem hohen Baume ist's gefährlich.“

(Fortsetzung folgt.)



Villa Mesmer, die Wohnung der Kaiserin Augusta in Baden-Baden.

Wahrhaft bezaubernd.

Kaiserin Augusta und die Stätten ihres Waltens.

Von Fedor von Köppen.

Mit dem Portrait der Kaiserin Augusta von B. Blochhorst und sechs Zeichnungen von Th. von Eckenbrecher.

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht, nach hundert Jahren blüht sein Wort und seine That dem Enkel wieder... Goethe.

In dem tiefen Schmerz, mit welchem das Dahinscheiden der erhabenen Fürstin, welche durch neunundfünfzig Jahre die Gemahlin und treue Lebensgefährtin unseres großen Kaisers Wilhelm I. war, uns erfüllt, gewährt es uns einen stillen Trost, im Geiste noch einmal den Segensspuren ihres Lebensweges nachzugehen. Wir lenken unsere Schritte von der Gruft, die sich über der theuren Todten geschlossen hat, zurück nach den Stätten, auf denen ihr Bild uns noch in frischer Lebensfülle begegnet.

Da steigt zuerst jener sonnige Mäusenhof zu Weimar vor unseren Blicken auf, wo zu Anfang unseres Jahrhunderts unter dem Schutze eines hochstimmigen Fürstenpaares die größten Geister unserer Nation vereinigt waren, um durch ihr schöpferisches Zusammenwirken eine Hochblüte der deutschen Dichtkunst heraufzuführen. Dort, in dem heiteren Schlosse des Herzogs Karl August, steht die Wiege seines lieblichen Enkelkindes, des Erbprinzen Karl Friedrich und seiner Gemahlin Marie Paulowna Tochter, welche bestimmt ist, dereinst die Gemahlin des mächtigen deutschen Kaisers Wilhelm I. zu werden. Die Witwe Schiller's, welche damals unter dem gastlichen Dache des Fürstenhauses weilte, berichtet von der holden Mädchenblüthe: „Es liegt so vornehm und vernünftig da, daß man sich gar nicht wundern würde, wenn eine Krone ihm mitgegeben wäre. Es hatte eine Hand über die Augen gelegt, als wenn es die Welt nicht sehen wollte, vielleicht den Kometen nicht; aber der war in der Geburtsstunde so wunderschön und flammend, daß er ihr gewiß Glück bringt...“

Der Zauber eines durch die Poesie geweihten, glücklichen Familien- und glänzenden Hoflebens, und die Reize einer schönen, landschaftlichen Natur, in welcher so viele Plätze in Wald und Thal die Erinnerung an jene goldene Zeit lebendig erhielten, waren die ersten Jugendeindrücke der Prinzessin Augusta. Sie sah in ihrem Großvater Karl August, dem hochherzigen Freunde der Dichter und Beschützer der Kunst, ein leuchtendes deutsches Fürstenbild, und Altmeister Goethe, ihr väterlicher Freund, führte sie in die Welt des Schönen und der Ideale ein.

Ein neuer Frühling blühte auf die in dieser reinen, lichtvollen Atmosphäre zu geistiger Anmuth und körperlicher Schönheit sich entfaltende holde Mädchenblüthe, als im November des Jahres 1826 zwei ritterliche junge Hohenzollern-Prinzen, Wilhelm und Karl, die Söhne König Friedrich Wilhelm's III. von Preußen, zum Besuch am Weimarer Hofe erschienen und längere Zeit daselbst verweilten. Prinz Karl schenkte seine Herzenseignung der älteren Tochter des Erbprinzen, der um zwei Jahre älteren Prinzessin Marie, und verlobte sich am Weihnachtstage 1826 mit derselben. Im Mai des folgenden Jahres fand die Vermählung statt. Prinz Wilhelm fühlte sich von den hohen geistigen Vorzügen der Prinzessin Augusta wohl angezogen, aber sein Herz war damals von einer anderen Reizung erfüllt. Nachdem er diese dem Staatswohl und dem Wunsche seines königlichen Vaters hatte opfern müssen, erschien Prinz Wilhelm noch einmal in Weimar, und dieses Mal als Brautwerber. Er verlobte sich (am 16. Februar 1829) mit der



Das Augusta-Stift in Charlottenburg.

Prinzessin Augusta. Im Juni desselben Jahres folgte die Prinzessin ihrem hohen Bräutigam in die neue Heimath, und am 11. Juni 1829 wurde im königlichen Schlosse zu Berlin die Vermählung des Prinzen Wilhelm von Preußen mit der Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar gefeiert.

In Potsdam wurde zunächst im Neuen Palais eine Wohnung für das prinzipale Paar eingerichtet, und hier wurde demselben am 18. October 1831 ein Sohn geboren, welcher in der Taufe die Namen Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl erhielt, der nachmalige deutsche Kaiser Friedrich III. Am 3. Dezember 1838 folgte diesem eine Tochter, Prinzessin Luise, die gegenwärtige Frau Großherzogin von Baden.

Um diese Zeit entstand auf einem Sandhügel bei Potsdam, in der Umgebung stiller blauer Havelseen, mit seinen Thürmen, Erkern und Zinnen über die Baumkronen des Parks hinaussehend, das stattliche Schloß Babelsberg, nach den Plänen Schinkel's und des königlichen Garten-Directors Lenné erbaut. Am 18. October 1835, dem Geburtstage des Prinzen Friedrich Wilhelm, wurde das neue Schloß durch ein Familienfest eingeweiht und seitdem der Lieblingsitz des hohen Paares.

Prinzessin Augusta hatte den Unterschied zwischen dem heiteren Mäusenhofe ihrer Heimath und dem einfach ernsten preussischen Hofe bald erkannt, und sich mit seinem weiblichen Takte hineingefunden. Hier herrschte nichts von den geistreichen Fest-

spielen, die daheim bei ihrem Großvater und Vater beliebt waren, — an diesem hohenzollernischen Hofe beruhte Alles auf Ritterthum und Ritterweisen und auf kriegerischem Glanze, und als Vorbild aller ritterlichen Tugenden sah die Prinzessin ihren eigenen Gemahl voranleuchten. Als Gattin des Prinzen Wilhelm, dessen ernster Sinn stets auf die Erfüllung seiner Pflichten gegen das Vaterland gerichtet blieb, vertrat die Prinzessin an seiner Seite die ideale Richtung des Lebens, stets bestrebt, der Kunst an ihrem Hofe eine Freistätte offen zu halten, und sie selbst widmete manche ernste Arbeitsstunde ihrer Fortbildung in den schönen Künsten, namentlich in der Malerei und Musik. Doch noch ein anderer herzerquickender Zug zieht sich durch das Walten der hohen Frau von ihrem ersten Erscheinen am Berliner Hofe an: das ist ihre stets hilfbereite, tröstende Liebe für die Armen und Leidenden, die Neigung zur Wohlthätigkeit, die sich in zahlreichen Werken der Liebe offenbart. Das Leben und Wirken der edlen Frauen tritt nicht gern an die Oeffentlichkeit, aber es ist nichtsdessoweniger fruchtbar, und es sind vielleicht ihre schönsten Werke, von denen wir nichts erfahren, als nur den stillen Segen.

Bald nach dem Eintreffen der Prinzessin Augusta in Berlin, schreibt die Tochter des hannoverschen Gesandten, Fräulein von Neden, an ihre Freundin, die frühere Lehrerin der Prinzessin, Luise Seidler: „Die Prinzessin hat bereits Aller Herzen ge-



Das Augusta-Gymnasium in Charlottenburg.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Lackirte Möbel. — Auf welche Weise lassen sich lackirte Möbel reinigen?
Therese in Wien.

Jagdstiefel. — Mein Mann geht viel auf die Jagd. Wie kann er das Bruchigwerden der Jagdstiefel vermeiden und dieselben weich erhalten?
Frau Elise B. in Anhalt.

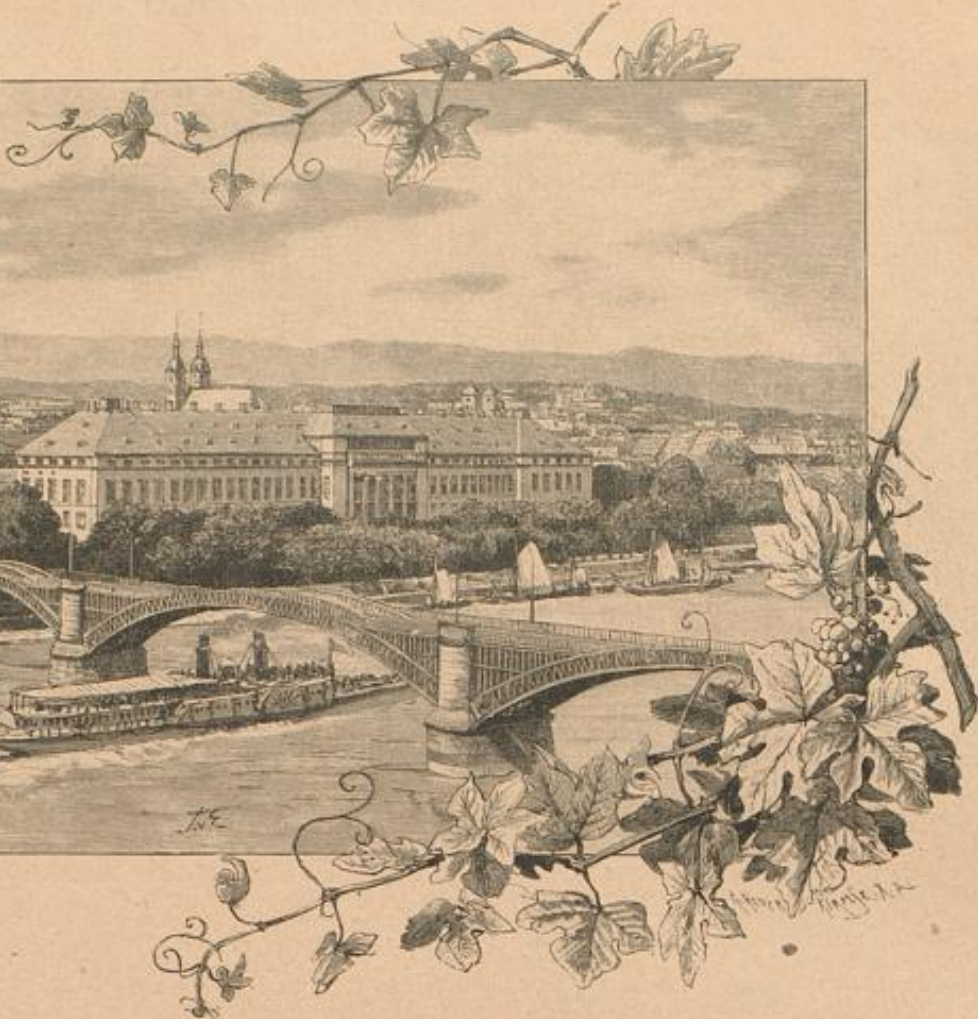
Crosnes. — Kann mir Jemand Auskunft über das neue japanische Gemüse geben, das in England und Frankreich unter dem Namen Crosnes bekannt ist?
Editha v. R. in B.

Kräuten. — Wie vertreibt man Kröten aus Gärten und Gewächshäusern?
R. R. bei Ulm.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlossworten hin.)

Dextrin (176). — Bei uns wird sehr viel Klebstoff gebraucht, sowohl im Haushalte, wie zu gewerblichen Zwecken; bei dem hohen Preise des Gummi-Arabicans bemühen wir jetzt ausschließlich eine Dextrin-Lösung, die sowohl was Haltbarkeit, wie Klebkraft betrifft, allen Ansprüchen genügt; sie streicht sich leicht, hat einen matten, gelblichen Schein, keinen unangenehmen Geruch und wird nicht brüchig. Die kleine Mühe bei der Anfertigung lohnt sich also reichlich. $\frac{1}{2}$ Kilogramm Dextrin wird mit einer Obertasse kalten Wassers einige Minuten tüchtig gerührt. Dann kommt die dicke Breimasse auf's Feuer, wo man sie wieder einige Minuten beständig rührt, bis kleine Blasen auf der Oberfläche erscheinen und das Dextrin ein milchiges Aussehen erhält. Bevor die Flüssigkeit zum Kochen kommt, nimmt man sie vom Feuer und gießt sie in ein breites Gefäß; nach dem Erkalten setzt man ihr etwas Glycerin zu, etwa zwei Eßlöffel auf die angegebene Masse. Der Kleister löst sich, wenn er zu dick sein sollte, leicht verdünnen, doch darf man dazu nur abgeseihtes und wieder erkaltetes Wasser verwenden;



Das Königliche Schloss in Koblenz.

andererseits säuert er leicht und nimmt einen unangenehmen Geruch an.
M. R. Danzig.

Schuhsohlen (207). — Um das oft recht unangenehme Knarren der Schuhsohlen zu verhüten, empfiehlt es sich, die Sohlen, wenn sie noch neu sind, gründlich mit Leinöl einreiben und sie darauf einen Tag trocknen zu lassen. Das Knarren pflegt sich dann beim Gebrauche in der ersten halben Stunde zu verlieren.
Abonnettin in Riga.

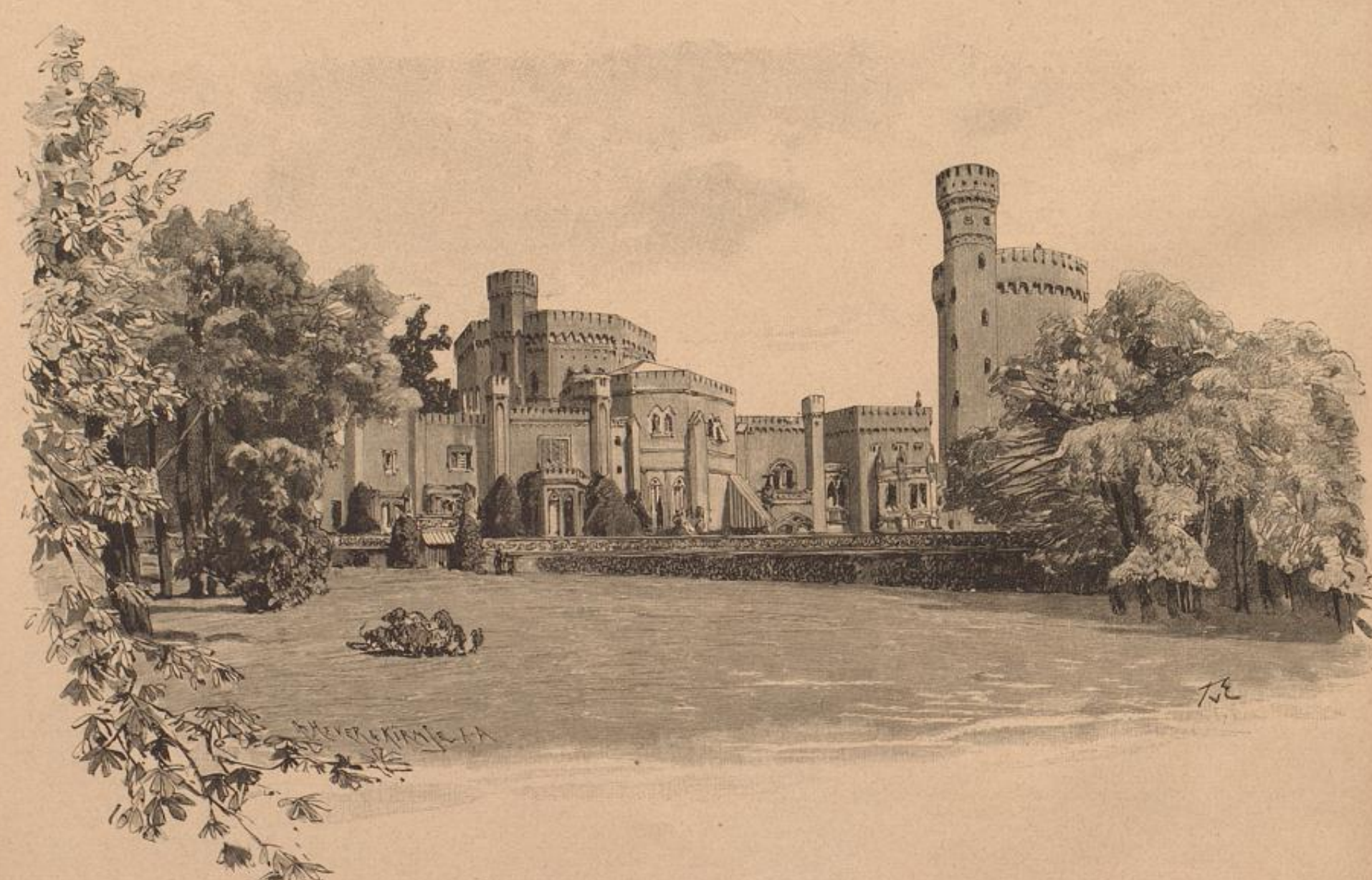
gelb, einen Eßlöffel feinsten Jamaica-Rums, einen Eßlöffel bitterer Süßer, wenn möglich geschlagener Sahne und einen Löffel Zucker. Nachdem das Eigelb eingeschlagen, wird der Rum dazu gegeben. Beides tüchtig gequirlt, bis es sich vollständig verbunden hat, dann schüttet man den Zucker, zuletzt die Sahne zu. Um die ziemlich kostspielige Masse zu mehren, kann man mehr oder weniger von dem zu Schnee geschlagenen Eiweiß hinzufügen. Der so bereite Punsch zeichnet sich durch vorzüglichen Geschmack aus.

Rathschläge.

Zur Hühnerfütterung. — Reismehl wird mit heißem Wasser angerührt; man läßt es langsam einige Minuten aufkochen (aber nicht anbrennen), daß es ein dicker Brei wird. Dann rührt man denselben mit Weizenkleie ganz steif. Die Hühner bekommen den steifen Brei, der fast bröckeln muß, in eine Mulde gethan, lauwarm, nicht heiß, früh Morgens 7 Uhr. Dazu wird ihnen Mais, Weizen und Buchweizen als Körnerfutter hingestreut. Um 11 $\frac{1}{2}$ Uhr Morgens erhalten sie wieder den steifen Brei und auch Körnerfutter. Um 3 Uhr, im Sommer natürlich später, ehe sie zur Ruhe gehen, erhalten sie nur reichlich Körnerfutter. Zu jeder Mahlzeit lasse ich reichlich (im Winter lauwarmes) Trinksasser geben. Ab und zu kommen zum Brei feine Kartoffeln und auch Futterreis; im Winter ist Mais besser. Im Sommer empfiehlt sich weniger Reismehl und mehr Weizenkleie, die angerührt. Sind die Hühner nicht munter oder haben sie einen sogenannten Pips, so gebe ich ihnen $\frac{1}{2}$ Theelöffel voll Leberthran. Auch brauche ich mit gutem Erfolge die Geflügel-Tinctur von F. W. Sächroeder in Frankfurt a. M. Selbstverständlich bedürfen die Hühner Kalk, und ich gebe ihnen deshalb stets die Eierschalen. Die Kester müssen immer sorgfältig gereinigt werden.

Amerikanischer Eierpunsch auf kalte Art.

— Man rechnet je auf ein Glas: ein Eigelb, wenn möglich geschlagener Sahne und einen Löffel Zucker. Nachdem das Eigelb eingeschlagen, wird der Rum dazu gegeben. Beides tüchtig gequirlt, bis es sich vollständig verbunden hat, dann schüttet man den Zucker, zuletzt die Sahne zu. Um die ziemlich kostspielige Masse zu mehren, kann man mehr oder weniger von dem zu Schnee geschlagenen Eiweiß hinzufügen. Der so bereite Punsch zeichnet sich durch vorzüglichen Geschmack aus.



Schloß Babelsberg bei Potsdam.